

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Ein lebendig Toter



## Gott zum Gruß!

Der „Vetter vom Rhein“ wünscht allen seinen Lesern und Leserinnen ein glückliches neues Jahr. Mögen sie bewahrt bleiben vor Schaden und Unglück, und den Mut nicht verlieren, wenn Widerwärtigkeiten und Prüfungen über sie kommen. Möge auch in diesem Jahre ihre Arbeit gesegnet sein und gesegnet die Erziehung ihrer Kinder. Möge Frieden und Eintracht bei ihnen

wohnen und ihr Haus eine Stätte der Gottesfurcht und frommen Sitte sein. Das walte Gott!

Fang an mit Gott! Das ist ein schützend Wort, Und wandre ruhig deine Pfade fort, Und zittre nicht vor unheilbroh'nden Wegen. Mit Gott! — Das ist ein Wort voll reichem Segen.

Es ist in Eis und Schnee wie sonn'ge Matten, Im Sonnenbrand wie kühler Waldeschatten, Es hält des Heils und auch des Segens viel, Fang an mit Gott! Du kommst an's rechte Ziel.

Fr. K. Seidl.

## Ein lebendig Toter.

Eine wahre Geschichte von A. Oskar Klausmann.

### Der abgewiesene Freier.

In dem Besetzungszimmer der Kaffeewirtschaft herrschte die feierliche Stille, die man in solchen Räumen zu finden gewohnt ist. Man hörte nur hin und wieder das Rauschen der Zeitungsblätter, wenn dieselben umgeschlagen wurden, oder das Klirren der Löffel an Gläsern und Kaffeetassen. Selbst die Gespräche, welche die Kellner mit den Gästen führten, wurden geflüstert, und wer die Augen schloß, konnte glauben, an einem einsamen Orte zu sein und nicht an einer Stelle, wo ungefähr dreißig Leute sich meist mit Zeitungslesen beschäftigten.

Diese feierliche Stille wurde plötzlich durch einen eigentümlichen Laut unterbrochen, so daß sämtliche Anwesende nach der Stelle hinsahen, an welcher ein junger, ungefähr fünfundzwanzigjähriger Mann saß. Er hatte seinen Platz in der Nähe des Fensters und las in den Inseraten einer großen Tageszeitung. Er hatte eine Art unterdrückten Schreies ausgestoßen, wohl einen Schrei des Schreckens, denn er sah totenbleich aus, und die aufmerksam gewordenen Zeitungsleser, die ihn beobachteten, bemerkten, daß er zitterte und gar nicht zu wissen schien, was um ihn herum vorging.

Mit Gewalt schien sich der Bestürzte endlich zu fassen, er erhob sich und zog seinen Ueberzieher an, dann aber griff er noch einmal nach dem Zeitungsblatt, las aufmerksam eine Stelle, schüttelte mit dem Kopf und ging nach dem Vorderzimmer, um dort zu bezahlen und sich zu entfernen.

Wenige Augenblicke später hatten die Gäste ihre Ruhe wieder gewonnen, und es ging im Zimmer so still zu, wie vorher.

Der junge Mann aber eilte rasch durch einige Straßen, durch welche der Herbstwind segte, bis er ein Haus erreichte, in dem er eilig eine Anzahl von Treppen emporstieg und schließlich eine Thür öffnete. Er schien sich in seinem Heim zu befinden, auf das er indes nicht achtete; ohne Hut und Ueberzieher abzulegen, warf er sich vielmehr auf einen Stuhl und stierte lange vor sich hin.

Vor seinen Augen sah er immer noch die Buchstaben der Anzeige, die er soeben gelesen, und die ihn so sehr ergriffen und erschüttert hatte; fortwährend sumimte in seinen Ohren der Text:

„Gestern früh verschied plötzlich infolge eines Herzschlages der Rentier Georg Fiedler in Homberg. Tief betrübt durch den plötzlichen Schlag, der sie betroffen, trauern an seiner Bahre Gattin und Tochter. Den zahlreichen Verwandten und Freunden zur Nachricht, daß die Beerdigung am Donnerstag den 20. d. Mts., nachmittags 4 Uhr, stattfindet. Marie Fiedler, geborene Sparmann, als Frau; Antonie Fiedler, als Tochter.“

Warum fühlte sich der junge Mann von dieser Nachricht so sehr ergriffen? — Hatte er einen nahen Verwandten in dem Toten verloren? — Hatte er einen Vermögensverlust zu erwarten?

Durchaus nicht! — Ernst Hoffmann war weder ein Verwandter des Verstorbenen, noch entstanden ihm durch dessen Tod Geldverluste. Aber ein tiefes Weh und etwas wie Neue beschlichen ihn, als er von dem Tod des Mannes erfuhr, und

wenn er an die Unterschrift des Inserats „Antonie Fiedler“ dachte, dann ergriff ihn ein tiefes Mitleid, und ganz unaussprechliche Gefühle bemächtigten sich seiner.

Eine Reihe von Szenen tauchten vor seinem Auge auf, die vor kaum vierzehn Tagen in Homberg selbst sich abgespielt hatten.

Bis vor vierzehn Tagen hatte sich auch Hoffmann in Homberg aufgehalten und nicht, wie jetzt, in der Kreishauptstadt. Er war dort in einem großen Geschäft angestellt gewesen und mit seinem Lose zufrieden, soweit dies ein junger, strebsamer Mann sein kann, dem kein Vermögen zur Seite steht, und der lediglich auf seinen Fleiß und auf sein Glück angewiesen ist.

Er war in Homberg mit der Familie des Rentiers Fiedler bekannt geworden, eines etwas wunderlichen alten Herrn, der selbst früher Kaufmann gewesen war, sich aber von den Geschäften zurückgezogen hatte.

Der alte Fiedler galt für einen Sonderling, indes stand er sonst in hoher Achtung in der Stadt. Er war etwas launenhaft, aber ein Ehrenmann, und sein Ruf war ein tadelloser. Er führte auch ein glückliches Familienleben und seine Tochter Antonie war eine vielumworbene junge Dame, denn sie war die einzige Tochter des reichen Fiedler und, wie man so sagt, eine „reiche Partie“.

Hoffmann hatte Antonie bei gesellschaftlichen Veranstaltungen in Homberg kennen gelernt, und innerhalb Jahresfrist hatte sich langsam, aber sicher, zwischen den beiden eine Liebe entwickelt, die doch eines Tages zum Ausdruck und zur Erklärung kam. Dann hatten die Liebenden ein Jahr lang ihre Gefühle vor der Welt verborgen

gehalten, bis sich Hoffmann vor vierzehn Tagen entschlossen hatte, den Vater Antoniens aufzusuchen, um ihm ehrlich zu erklären, daß er Absichten auf die Hand seiner Tochter habe und daß er sich bemühen würde, sich der Hand Antoniens würdig zu erweisen. Er bat Fiedler, ihn einer Probe zu unterwerfen, ihn einer Probezeit auszusetzen, während deren er in keiner Weise mit Antonie verkehren wolle; er bat Fiedler, sich über ihn zu erkundigen, und schwor ihm zu, daß er nicht um Antonie anhalte, weil er wisse, daß sie Geld von Hause zu erwarten habe, sondern daß es sein eifrigstes Bestreben sei, sich durch eigene Kraft in den nächsten Jahren emporzarbeiten.

Wie gesagt, der alte Fiedler war ein Sonderling, ein höchst eigentümlicher Herr. Er ließ Hoffmann ruhig ausreden und ihn fast eine halbe Stunde lang sprechen; sein Gesicht veränderte sich ganz und gar nicht, so daß Hoffmann sich schon zu dem Glauben berechtigt fühlte, seine Werbung würde einen günstigen Erfolg haben.

Als er endlich schwieg, erhob sich der alte Fiedler, und auch Hoffmann that dies. Wie sehr war er aber überrascht, als der alte Herr, eine große, robuste Figur, ihn am Kragen nahm, ihn mit Gewalt zur Thür hinschleppte und dann, ohne ein Wort zu sagen, durch dieselbe hinauswarf.

Es lag etwas unglaublich Komisches in diesem stummen Hinauswerfen, für Hoffmann aber war die Sache eine schwere Beleidigung, die dadurch noch schlimmer wurde, daß der alte Fiedler abends am Viertische in spöttischer Weise erzählte, wie er den Freier, der auf das Geld seiner Tochter spekuliert hätte, hinausgeworfen habe. Innerhalb



Der alte Herr nahm ihn am Kragen.

viereind  
sprühte  
blieb  
Stadt  
lich ge  
oder ei  
dies vo  
wie er  
Hoffmann  
die fest  
Widern  
reigun  
Hoff  
vogeber  
hatte  
in Au  
Herr  
alten  
hoch ge  
eigenli  
Wann  
Herr,  
dem e  
las, a  
Es  
mit d  
Lode  
ihn, w  
Dann  
Schre  
verze  
Vater  
das A  
in ih  
tonnt  
Er  
der:  
Frau  
mehr  
zu bl  
oder  
hatte,  
Er  
und  
Frau  
zur  
die G  
den  
um je  
erzähl  
Ab  
welche  
einem

vierundzwanzig Stunden hatte sich die ganze Geschichte in dem kleinen Orte verbreitet, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sofort die Stadt zu verlassen, da er dort vollständig unmöglich geworden war.

Er hatte versucht, mit Antonie noch ein Wort oder einen Brief zu wechseln, aber es wurde ihm dies vollständig unmöglich gemacht. Fiedler hielt, wie er sagte, seine Tochter unter Verschluss und Hoffmann mußte abreisen, nur getrübt durch die feste Ueberzeugung, daß Antonie trotz des Widerwillens des Vaters ihm in Liebe und Zuneigung treu bleiben würde.

Hoffmann hatte sich nach der Kreishauptstadt begeben, um hier eine Stelle zu suchen. Er hatte auch eine solche für den nächsten Termin in Aussicht.

Heute hatte er plötzlich die Todesnachricht des alten Fiedler gelesen, und die Sache ergriff ihn doch gewaltig. War der Verstorbene auch ein eigenliebiger und gegen Hoffmann rücksichtsloser Mann gewesen, so hatte doch Ernst ein zu gutes Herz, als daß er nicht in dem Augenblicke, in dem er die Todesnachricht des alten Mannes las, alles verziehen hätte.

Es erfüllte ihn mit tiefer Wehmut, daß er mit dem alten Mann so kurze Zeit vor dessen Tode eine höchst unangenehme Szene gehabt und ihn, wie es schien, gekränkt und beleidigt hatte. Dann dachte er aber auch an den furchtbaren Schreck, den Antonie und ihre von Ernst sehr verehrte Mutter durch den plötzlichen Tod des Vaters und Gatten erfahren haben mußten, und das Mitgefühl mit den Frauen war so mächtig in ihm, daß er sich der Thränen kaum erwehren konnte.

Ein quälender Zweifel nagte an ihm, das war der: Sollte er jetzt nach Homberg eilen, um die Frauen zu trösten, oder war es passender und mehr angezeigt, ruhig in der Kreishauptstadt zu bleiben und zu warten, bis vielleicht Antonie oder deren Mutter, welche ihm immer wohlgewollt hatte, ein Lebenszeichen von sich geben würden? —

Ernst hatte einen sehr gutmütigen Charakter und ein braves Herz. Dieses drängte ihn, den Frauen mit Rat und That in ihrem Schmerz zur Seite zu stehen; es drängte ihn besonders, die Geliebte zu trösten, welche auch gewiß über den plötzlichen Tod des Vaters unglücklich war, um so mehr, als er wahrscheinlich noch mit ihr erzürnt gewesen.

Aber hundert verschiedene Gründe lagen vor, welche Ernst Hoffmann bestimmten, vorläufig von einem Besuch in Homberg abzusehen und auch

gänzlich auf eine Teilnahme an dem Begräbnis zu verzichten. Man hätte sein Erscheinen für eine Aufdringlichkeit, für eine Taktlosigkeit halten können, und eine solche hätte er schon um der Frauen willen, die in tiefem Schmerz waren, vermieden.

Es blieb ihm nichts übrig, als mit schmerzlichen Gefühlen an Antonie und ihre Mutter und an ihren Vater zu denken, und gewiß machte es dem guten Herzen des jungen Mannes alle Ehre, daß dasselbe trotz der üblen Behandlung, die er von Georg Fiedler erfahren hatte, solchen Mitgefühls und solcher Teilnahme fähig war.

### Ein Bubenstreich.

In Homberg saß Georg Fiedler mit seiner Frau am Frühstückstisch. Es war in den Vormittagsstunden, und Georg Fiedler, der, wie alle älteren Leute, frühe aufstand, war es gewöhnt, gegen zehn Uhr ein kräftiges zweites Frühstück zu sich zu nehmen.

Mit kluger Berechnung hatte die Gattin, um die üble Laune des Hausherrn zu mildern, eines seiner Leibgerichte zubereitet, und ausnahmsweise trank Fiedler heute ein Glas Wein mehr als sonst.

„Wo ist Antonie?“ fragte der Vater.

„Sie ist in ihrem Zimmer“, entgegnete Frau Fiedler vorsichtig. „Sie wird erst später einen Spaziergang im Garten machen, sie fühlt sich noch etwas angegriffen.“

„Dummes Zeug!“ sagte Fiedler, ärgerlich werdend. „Wahrscheinlich hat sie die ganze Nacht wieder geweint, weil ich den sauberen Burschen von Liebhaber hinaus geworfen habe. Wird sie nicht endlich zur Vernunft kommen?“

„Du weißt“, sagte Frau Fiedler ernst, „Antonie ist gewöhnt, sich Deinem Willen zu fügen. Sie wird auch den Schmerz, den sie jetzt empfindet, zu überwinden wissen, wenn es ihr auch schwer genug fällt.“

„Dummheit!“ sagte der Hausherr. „Sie wird nicht daran sterben. Man stirbt nicht am gebrochenen Herzen!“

Die Gattin lächelte. Da sie nicht antwortete, sah sie der Gatte erstaunt an.

„Was findest Du komisches an meiner Behauptung?“ fragte er endlich.

„Nichts weiter!“ entgegnete Frau Fiedler, indem sie ihren Mann auf die Schulter klopfte. „Ich lächelte bloß, weil Du am allerwenigsten ein Beurteiler darüber bist, was ein Mensch empfindet, wenn er sterben soll. So viel ich weiß, hat gerade mein Männchen eine heidenmäßige Angst vor dem Sterben.“

„Unfinn!“ sagte ärgerlich Fiedler. „Unfinn! — Jeder Mensch hat Angst vor dem Sterben, und meinestwegen — ich habe auch Angst vor dem Sterben. Ich höre nicht einmal gern das Wort „Tod“ aussprechen, aber das hat doch auch seinen Grund. Ich bin ein alter Mann und stehe mit einem Bein in der Grube; jeden Tag kann ich abberufen werden. Das ist doch schließlich nichts Angenehmes. Ich habe mich mein ganzes Leben lang gequält, um mir ein behagliches Dasein zu schaffen, und das möchte ich nun wohl genießen. Gewiß ist mir einigermassen angst davor, daß ich plötzlich alles verlassen soll, was ich geschaffen und erworben habe, und ich wundere mich, daß Du mit mir ein solches Gespräch anfängst, da Du doch weißt, daß das ein Unterhaltungsstoff ist, den ich am allerwenigsten liebe.“

Frau Fiedler schwieg und schien selbst ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen. —

Es klingelte draußen und bald darauf brachte das Dienstmädchen eine Depesche herein, welche an Frau Fiedler gerichtet war. Diese öffnete die Depesche, las sie und wurde blaß. Sie blickte fast ängstlich um sich, so daß ihr Mann sie erstaunt ansah und schließlich fragte:

„Was hast Du? — Wer telegraphiert Dir?“

„Ich weiß nicht“, entgegnete die Frau, „was das bedeuten soll. Mein Gott, was soll denn das heißen?“

Der alte Fiedler war auch ein neugieriger Herr. Er riß seiner Frau die Depesche aus der Hand und las:

„Sind auf das Tiefste erschüttert von dem plötzlichen Todesfall. Gott tröste Dich und Antonie! Wir reisen heute abend zum Begräbnis ab und treffen morgen rechtzeitig ein. Martin, Marie, Emil, Amalie.“

Es waren dies die Namen von Verwandten

aus einem Orte, der etwa zehn Stunden von Homburg entfernt war.

Fiedler besah die Depesche von außen und von allen Seiten und schüttelte den Kopf. Es war eine richtige Depesche. Das Mädchen wurde gefragt, wer die Depesche abgegeben habe, und sie erklärte: „Ein Bote vom Telegraphenamte.“

„Jedenfalls eine Verwechslung!“ sagte Fiedler ziemlich energisch. „Reden wir nicht weiter über die Dummheit! Das sieht ja beinahe so aus, als ob ich selber gestorben wäre. Vielleicht auch ein Witz von meinem Bruder oder meiner Schwester! Aber ich liebe derartige Witze nicht!“ —

Damit stieß er den Stuhl unsanft zurück und ging in sein Zimmer, in dem er sich einschloß.

Aber er war kaum eine halbe Stunde in der selbstgewählten Einsamkeit, als es draußen klingelte und wieder eine Depesche eintraf, die an Frau Fiedler gerichtet war. Sie kam ebenfalls von Verwandten und lautete ähnlich wie die erste Depesche.

Dann klingelte es zum drittenmal, und wieder kam eine Depesche — zum viertenmal, und ein Postbote brachte ein Packet, das durch Eilboten

zu bestellen war. Frau Fiedler öffnete das Packet und fand einen Totenkranz mit einer schwarzen Schleife. Sie stieß einen lauten Schrei aus, und Fiedler kam herbei, erschrocken seinen Schmolzwinkel verlassend. Auch auf ihn übte der Totenkranz eine höchst unangenehme Wirkung aus. Mit zitternden Händen las er die Depeschen, die eingegangen waren, und aus denen klar hervorging, daß er angeblich tot war.

Er wurde auf einmal so ergriffen, daß er seine Frau umarmte und sie dringend bat, sich nicht zu beunruhigen. Er fühlte sich so merkwürdig erschüttert, daß er seit langen, langen Jahren zum erstenmal zärtlich gegen seine Frau wurde,



Was hast Du? — Wer telegraphiert Dir?

ihr die Thränen aus den Augen wischte und sagte: „Beruhige Dich! Wir sind nicht verrückt, so viel weiß ich. Aber es muß etwas geschehen sein, wodurch die Leute auf die Idee geraten sind, daß ich gestorben sei.“ —

Noch eine Stunde dauerte das Klingeln, und fortwährend kamen Packete mit Kränzen, Silbriefe von Verwandten, Depeschen, und am Nachmittag erschienen die ersten schwarzgekleideten Bewohner aus der Stadt, um ihren Beileidsbesuch bei der verwitweten Frau Fiedler und deren Tochter zu machen. Durch diese erst erfuhren die erschreckten Fiedlerschen Eheleute, daß in der verbreitetsten Zeitung des Landes, die sie selbst aber nicht hielten, am frühen Morgen die Todesnachricht gestanden habe.

Eine unbegreifliche Verwirrung entstand im Fiedlerschen Hause, als diese Besuche gar kein Ende nehmen wollten. Fiedler war in einem Zustande von Aufregung, in dem er sich doch soweit beherrschte, daß er nach seinem Stammlokal gehen konnte, um durch sein Erscheinen die Nachricht von seinem plötzlichen Tode persönlich zu entkräften.

Mit stummem Erstaunen und mit Schrecken wurde er dort empfangen; dann aber brach ein lauter Jubel los, welcher doch einigen Balsam für Georg Fiedler bot, weil er ihm bewies, wie beliebt er bei seinen Freunden war. Dann wurde aber den ganzen Abend darüber gesprochen, wie wohl jenes Inserat in die Zeitung gekommen sein könne, und allgemein nahm man an, daß es sich um einen Nachstreich handle. Fiedler wurde aufgefordert, Polizei und Rechtsanwälte aufzubieten, um zu erfahren, wer jenes Inserat aufgegeben habe.

Er ging endlich abends nach Hause und verbrachte eine schlaflose Nacht. Er ahnte, daß der nächste Tag ihm neue Aufregungen bringen würde, und in der That, vom frühesten Morgen an trafen diejenigen Verwandten per Eisenbahn und per Wagen ein, welche das Inserat gelesen hatten und dem Begräbnis beiwohnen wollten, und die man in dem Aerger über die großartige Nichtswürdigkeit nicht auf telegraphischem Wege verständigt hatte, daß Georg Fiedler noch lebte.

Die Menge der schwarzgekleideten Gestalten, die alle mit thränenden Gesichtern erschienen, die ewigen Szenen von Verwunderung der Leute, die nun erfuhren, daß der Totgeglaubte lebe, nahmen Fiedler so mit, daß er am Nachmittag sich wirklich unwohl fühlte und nach dem Arzte schicken mußte.

Er versuchte zwar bei Tische noch, den Lustigen

zu machen, er schonte seinen Weinkeller nicht und bat alle Verwandte, die zum Begräbnis gekommen waren, lustig darauf los zu trinken, weil er in der glücklichen Lage sei, seine Leichenfeier zum voraus zu begehen. Nach Tische aber hatte er einige Schwindelanfälle und der herbeigerufene Arzt erklärte, die Aufregung sei für den alten Herrn, der eine heidenmäßige Angst vor dem Sterben habe, eine zu gewaltige gewesen, und er bedürfe dringend der Ruhe und Schonung, wenn man nicht ein wirkliches Erkranken, vor allem ein kleines Nervenfieber, fürchten solle.

Die lustigen Leidtragenden wurden aus dem Hause complimentiert und Fiedler blieb allein in seinem Schlafzimmer, nur gepflegt von seiner Frau. Er ließ sich willig niederschlagende Mittel reichen, ließ sich Umschläge auf Kopf und Brust gefallen, war aber auffallend schweigsam, und als der Abend herankam, als es im Zimmer dunkelte, erschrak Frau Fiedler nicht wenig, als sie ihren Mann wie ein Kind weinen und schluchzen hörte. Sie kannte ihn seit Jahrzehnten als einen harten Mann, mit gutem Herzen, aber mit einer rauhen Außenseite. Sie kannte ihn als einen Sonderling, der gewissermaßen etwas darin suchte, sein verhältnismäßig gutes Herz zu verbergen und sich möglichst rauh und rücksichtslos zu geben. Sie hatte ihn bei den schlimmsten Gelegenheiten niemals weinen sehen, und jetzt war er fassungslos wie ein Kind.

Als sie sich zu ihm beugte, legte er seinen Arm um ihren Hals und weinte sich an ihrer Brust aus, wie ein Kind, dann schlief er ein, erschöpft vom Weinen und von der Aufregung.

Sein Zustand kam aber der Frau so eigenartig und ungewöhnlich vor, daß sie nach dem Arzt schickte, welcher alsbald kam, indes erklärte, mit diesen Thränen habe sich der alte Herr vielleicht Luft gemacht von einem gewissen Druck, der auf seiner Seele lastete. Vielleicht sei schon in wenigen Tagen alles besser; vor allem aber bedürfe der Kranke der Schonung und Ruhe.

Der Arzt erzählte Frau Fiedler noch, daß in der Stadt eine außerordentliche Aufregung wegen der gefälschten Todesanzeige bestände, und daß die Bürgerschaft es sich gewissermaßen zur Ehre rechne, den elenden Buben zu entdecken, der die Familie Fiedler in solche Ungelegenheiten gestürzt und die gesamte Doffentlichkeit durch seine Schandthat gewissermaßen ins Gesicht geschlagen hätte.

#### Verfolgte Unschuld.

Der Arzt hatte Frau Fiedler nicht zu viel gesagt, wenn er erklärte, daß die Aufregung über

den Bubenstreich, der durch die falsche Todes-Anzeige gespielt worden war, in Homberg eine außerordentlich große sei. Jeder Einwohner fühlte sich gewissermaßen verletzt, jeder anständige Mensch mußte sich sagen, daß etwas gegen solche Nichtswürdigkeit geschehen müsse, wollte man nicht befürchten, daß sich Wiederholungen dieser Art in Häufe zeigten.

In allen Familien, in allen Gesellschaften, in allen Lokalen wurde die Angelegenheit besprochen, die Lokalblätter, ja die entfernteren und großen Blätter des Landes nahmen die Sache auf und interessierten sich auf das Lebhafteste für dieselbe, und selbst als man erfuhr, daß Fiedler von der nervösen Aufregung, die ihn befallen hatte, einigermaßen genesen sei, legte sich die allgemeine Entrüstung nicht. Im Gegenteil, man suchte jetzt noch eifriger nach dem Thäter, und alles lechzte nach Rache für das verletzte Gefühl der allgemeinen Moralität.

Die Zeitung in der Kreishauptstadt, welche das unglückselige Inserat gebracht hatte, brachte eine langatmige Erklärung, in welcher sie mitteilte, daß an jenem Tage in ihrer Expedition ein Mann erschienen sei, der das Inserat aufgegeben und sogleich bezahlt habe. Da ein ähnlicher Fall noch nie vorgekommen sei, so habe der Bedienstete an einen Betrug nicht glauben können und ohne weiteres die Todesanzeige aufbringen, ohne eine Legitimation des Ueberbringers zu verlangen. Die Zeitung teilte mit, daß von jetzt ab Vorsichtsmaßregeln getroffen seien, um derartige Bubenstreiche zu verhüten, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie noch erklärte, der Kassierer der Expedition, welcher das Inserat annahm, habe an jenem Tage allerdings sehr viel zu thun gehabt, erinnere sich aber doch ungefähr, daß der Aufgeber des Inserats ein verhältnismäßig noch junger Mensch gewesen sei.

Die meisten Zeitungen nahmen diese Erklärung auf, knüpften Erörterungen und Meinungsäußerungen an dieselbe. In Homberg aber entwickelte sich aus unsichtbaren Anfängen ein bestimmtes Etwas, ein Verdacht, der täglich mehr und mehr an Boden gewann, der schließlich allen Widerspruch verlor, gegen den niemand mehr aufzutreten wagte, und der zuletzt zur allgemeinen Ueberzeugung wurde, der Verdacht nämlich, daß niemand anders als Ernst Hoffmann der Verfasser jener Anzeige gewesen sei.

Es ist ja stets unmöglich, den Ursprung solcher Gerüchte zu verfolgen. Es genüge, die Thatsache festzustellen, daß das Gerücht mit einem Male da war, wuchs und zur festen Ueberzeugung wurde.

Man hatte sich ja von Anfang an darüber geeinigt, daß die That nur ein Racheakt sein konnte. Mit niemandem aber lebte der alte Fiedler in Feindschaft, mit niemandem hatte er in der letzten Zeit Streit oder irgend eine unangenehme Szene gehabt, als mit Ernst Hoffmann, und so lenkte sich allgemein der Verdacht auf ihn, und die Ausgabe der Zeitung, daß ein verhältnismäßig noch junger Mann nach der Erinnerung des Kassierers das Inserat aufgegeben habe, verstärkte noch diesen Verdacht.

Die ganze Angelegenheit mit der gefälschten Todesanzeige wollte in den Zeitungen nicht zur Ruhe kommen. Erst brachte ein Homberger Lokalblatt, dann aber auch viele andere Blätter des Landes die Nachricht, daß die berühmte Affäre mit der Todesanzeige auf einen Racheakt zurückzuführen sei, und wie man allgemein vermute, habe ein junger Mann, der sich um die Hand der Tochter Fiedlers beworben habe, aber abgewiesen worden sei, diesen Racheakt begangen, zumal er kurze Zeit vor jenem nichtswürdigen Streiche Homberg verlassen und in der Kreishauptstadt Aufenthalt genommen hätte.

Ernst Hoffmann, welcher der Verdächtige war, ahnte von der ganzen Angelegenheit nichts. Er, dessen Gewissen durchaus rein war, konnte nicht darauf verfallen, daß man ihn einer derartigen Schurkerei für fähig hielt. Er sollte nur zu bald daran gemahnt werden, was es heißt, verdächtig zu werden in der öffentlichen Meinung und von allen mit Mißtrauen betrachtet zu werden; er sollte es erfahren, was es heißt, wehrlos gegenüber zu stehen der furchtbaren Gewalt eines allgemein geglaubten Verdachtes, eines Gerüchtes, das aus unsichtbaren, unbekanntem Anfängen zu einer riesenhaften Größe angewachsen ist und tausend Anhänger zählt.

Auch er hatte zu seiner großen und aufrichtigen Freude erfahren, daß Georg Fiedler noch lebe. Dieses Gefühl der Freude war zuerst mächtiger in ihm, als der Gedanke, welcher ein nichtswürdiger Streich gegen den alten Herrn, dessen Todesfurcht ja auch Ernst Hoffmann kannte, durch die falsche Todesanzeige verübt sei. Er hatte sich dann selbst den Kopf zerbrochen, wer wohl der Veranlasser des niederträchtigen Streiches sein könnte, und trotzdem er ja auch mit den Verhältnissen Hombergs genügend vertraut war, wollte es ihm doch nicht gelingen, irgend eine Spur des nichtswürdigen Thäters aufzufinden.

Er hatte daran gedacht, ob es nicht zweckmäßig sei, ein Glückwunschs schreiben an Antonie oder deren Mutter zu richten, aber er sagte sich, daß

auch dies als Taktlosigkeit betrachtet werden könnte, und unterließ jede Aeußerung.

Seinen Gedanken wurde auch bald eine andere Richtung gegeben, wenn er auch innerlich Tag und Nacht sich mit Antonie beschäftigte und bald durch ihre Liebe sich beglückt fühlte, bald wie alle unglücklich Liebenden, auf das schmerzlichste die Trennung von ihr und den Widerstand ihres Vaters empfand. Er hatte nämlich die Stellung angetreten, die er sich verschafft hatte und die er nicht zum mindesten seinen guten Zeugnissen verdankte.

Sein Prinzipal, ein geachteter Kaufmann, schien mit ihm durchaus zufrieden, und nachdem Hoffmann acht Tage in dem neuen Geschäft gewesen war, fing er an, sich ganz behaglich, wenigstens in seiner Lebensstellung, zu fühlen. Da begegnete ihm etwas, was ihn außerordentlich überraschte und ihm unerklärlich schien.

Eines Tages ging er vom Mittagstisch nach dem Kontor zurück, als er auf dem Wege einen Homberger Kaufmann traf, den er dort kennen gelernt hatte. Er ging auf ihn zu, begrüßte ihn und bot ihm die Hand, war aber nicht wenig erstaunt, als der Homberger Bekannte ihm ohne weiteres den Rücken drehte und ihn stehen ließ. In dem Kontor aber harrte Hoffmanns noch eine neue

Ueberraschung, und zwar durch seinen Prinzipal. Dieser rief Hoffmann in sein Privatkontor und fragte ihn ohne weiteres:

„Sagen Sie einmal, Sie waren früher in Homberg, wie aus Ihren Papieren hervor geht; haben Sie dort jemals um die Hand der Tochter eines gewissen Herrn Fiedler angehalten?“

Hoffmann war erstaunt, aber er glaubte keinen Grund zum Schweigen zu haben. Er erklärte:

„Ja wohl!“

„Und Sie wurden“, fragte der Prinzipal, „mit Ihrer Werbung abgewiesen?“

„Auch das muß ich zugestehen“, erklärte Hoffmann.

Der Prinzipal zuckte darauf die Achseln und reichte Hoffmann ein Zeitungsblatt.

„Lesen Sie!“ sagte er. „Das Hauptblatt unserer Stadt bringt diese Notiz, die allerdings Homberger Lokalblättern entnommen ist. Sie werden dadurch in einer schweren Weise beschuldigt, wie können Sie sich rechtfertigen?“

Hoffmann hatte die Zeitung noch nicht gelesen, er ahnte nichts von dem Artikel, durch welchen er, zwar ohne Namensnennung, aber doch mit ziemlich deutlicher Angabe seiner Verhältnisse, als der Mann bezeichnet wurde, welchen die öffentliche Meinung für den Veranlasser der falschen Todesnachricht hielt.

Das Lesen des Artikels machte ihn so bestürzt, so fassungslos, daß er am ganzen Leibe zitterte und keine Worte finden konnte. Nicht nur verlegte ihn der schwere Verdacht, der auf ihm ruhte, nicht nur faßte es ihn wie Angst und Schreck, daß nach Versicherung der Blätter die öffentliche Meinung ihn einstimmig verurteilte, er empfand gleichzeitig den furchtbaren Seelenschmerz, den jeder ehrliche Mensch empfindet, den man öffentlich brandmarkt, ohne daß er das geringste verschuldet hat, dem man die Ehre abschneidet, und der sich wehrlos plötzlich angegriffen und entehrt sieht.



Er zitterte am ganzen Leibe.

Sein Benehmen war ein so auffallendes, daß es seinem Prinzipal ganz wie das eines Schuldbewußten erscheinen mußte.

„Was haben Sie auf diese Anklage zu erwidern?“ fragte der Prinzipal.

„Ich — ich —“ stotterte Hoffmann, „— ich weiß von nichts, — ich — es ist unmöglich, daß man mich gemeint haben kann. — Ich schwöre es bei allen Heiligen!“

„Lassen Sie nur“, sagte der Prinzipal, dem das Benehmen Hoffmanns immer verdächtiger vorzukommen schien. „Sie sind jedenfalls gemeint, und es thut mir leid, aber wir können nicht länger mehr zusammen bleiben. Sie sind einer Sache beschuldigt, die einen Vertrauensbruch, die eine



Nichtswürdigkeit bedeutet, die bei einem Kaufmann als doppelt schwer wiegend betrachtet werden muß. Ich kann nicht auf mein Geschäft und mich die öffentliche Aufmerksamkeit lenken dadurch, daß ich Sie behalte. Es könnte mir vielleicht in den Augen meiner Kunden und der Geschäftswelt schaden, wenn Sie noch länger bei mir blieben. Ich will Sie nicht vor den Kopf stoßen und Sie schädigen, nehmen Sie hier das Gehalt für das Vierteljahr, und bitte, verlassen Sie mein Geschäft augenblicklich."

Das war zu viel für Hoffmann. Er wankte und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht sein Prinzipal ihn aufgefangen hätte. Dieser schob ihm einen Stuhl hin, reichte ihm selbst ein Glas Wasser und sagte ihm:

"Fassen Sie sich!"

Der Prinzipal aber schien doch etwas für Hoffmann zu empfinden, als dieser in krampfhaftes Schluchzen ausbrach und fortwährend schrie:

"Man hätte mich töten sollen, aber nicht in dieser Weise entehren und verdächtigen!"

Dieses Mitgefühl veranlaßte wohl auch den Prinzipal, Hoffmann zu sagen:

"Sie thun mir leid, aber ich kann Ihnen vorläufig nicht helfen. Sie müssen versuchen, sich von dem Verdacht, der auf Ihnen ruht, zu reinigen. Ich will Ihnen sogar die Mittel dazu sagen: Fühlen Sie sich unschuldig, so schicken Sie den Zeitungen, und am besten der größten hier in unserer Stadt, eine Berichtigung ein, und wenn diese nicht aufgenommen wird, strengen Sie einen Prozeß an; dieser muß ja Ihre Unschuld an den Tag bringen. Sie thun mir leid, aber ich kann meine Kündigung nicht zurücknehmen. Nehmen Sie nur hier ihren Vierteljahrsgehalt mit sich; wenn die Sache zu Ihren Gunsten ausschlägt, bin ich gern bereit, Sie wieder aufzunehmen. Aber wenn Sie es sich selbst überlegen, werden Sie sagen, daß ich als Geschäftsmann nicht anders handeln kann. Schicken Sie heute noch die Berichtigung ein und leiten Sie, wenn diese nicht aufgenommen wird, morgen sofort die Klage ein. Ich will Ihnen sogar noch meinen eigenen Rechtsanwalt empfehlen, dessen Namen ich Ihnen hier aufschreibe. Fassen Sie sich und folgen Sie meinem Räte!" —

#### Wer ist der Schurke?

Es ist drei Wochen später. — In seiner Wohnung sitzt Ernst Hoffmann trübselig am Tische, und gepackt stehen die Koffer im Zimmer. Die geöffneten Schubladen der Möbelstücke deuten

darauf hin, daß Ernst Hoffmann anscheinend im Begriff steht, abzureisen.

Ja, der junge Mann, der dort am Tische sitzt, dessen Gesicht bleich und abgehärmt aussieht, der in seinem ganzen Aeußeren die Erscheinung eines Mannes zeigt, den ein schwerer Schicksalsschlag getroffen hat, steht im Begriff, abzureisen und den schwersten Abschied zu nehmen, den es giebt, den vom Vaterlande, den von der Heimat.

Er muß fort, weichend der Gewalt der öffentlichen Meinung, er muß fort als das Opfer eines schmähligen Verdachtes, von dem er sich nicht vollständig reinigen konnte; er muß das Vaterland meiden, die Heimat verlassen als ein Geächteter, öffentlich Gebrandmarkter, um sich an anderer Stätte ein neues Vaterland zu suchen und sich dort vielleicht noch einmal einen geachteten und ehrlichen Namen zu erwerben.

Drei Wochen liegen hinter ihm voll Gram und Kummer. Dem Räte seines Prinzipals folgend, schickte er eine Berichtigung an die Zeitung, welche indes von dieser abgelehnt wurde, da sie keinen Namen genannt habe und sich durchaus nicht veranlaßt fühle, auf bloße Einwendungen eines Menschen, der sich getroffen fühle, die öffentliche Meinung ins Gesicht zu schlagen.

Der von seinem Prinzipal Hoffmann empfohlene Rechtsanwalt leitete mit großer Beschleunigung die Beleidigungsklage gegen die Zeitung ein, und der Prozeß, der bevorstand, wurde zu einem Auffersehen erregenden Ereignis. Vor acht Tagen hatte er sich abgespielt, und er hatte entschieden über das Geschick Hoffmanns.

Die Verhandlung hatte unter ungeheuerlichem Andrang von Menschen stattgefunden; besonders aus Homberg war eine Menge von Menschen herzugeeilt, darunter auch viele Zeugen, die der Anwalt Hoffmanns vorgeschlagen hatte. Hoffmann trat als Kläger gegen die Zeitung auf, aber in den Augen des ganzen Publikums war er der Angeklagte. Er hörte, wie man Schimpfworte gegen ihn ausstieß, als er durch das Gerichtsgebäude ging, um den Sitzungsaal zu betreten; er fühlte, wie alle die Menschen, die ihn vom Sitzungsraum betrachteten, ihm feindlich waren, an seine Schuld glaubten.

Die Gerichtsverhandlung nahm einen eigentümlichen Verlauf. Die Zeitungsredaktion behauptete, zur Aufnahme der Berichtigung nicht verpflichtet zu sein, und niemand könne ihr nachweisen, daß sie gerade Hoffmann gemeint habe. Wenn indes dieser sich doch getroffen fühle, so würde man ihm nötigenfalls Zeugen gegenüberstellen, welche ihn schwer belasten könnten. Der

Gerichtshof beschloß die Vernehmung dieser Zeugen, und es erschien der Kassierer der Expedition, welcher aussagte, Hoffmann komme ihm bekannt vor, und entschieden habe dieser schon einmal ein Inserat in der Expedition aufgegeben; ob es das Inserat gewesen sei, welches die gefälschte Todesanzeige enthielt, könne er nicht sagen, jedenfalls aber wäre Hoffmann schon in der Expedition als Inserent aufgetreten; er, der Kassierer, habe sich Hoffmann zeigen lassen, als dieser den Prozeß gegen die Zeitung einleitete, und habe ihn genau wieder erkannt.

Hoffmann bestritt auf das Entschiedenste, jemals in der Expedition gewesen zu sein, der Kassierer blieb bei seiner Behauptung, und schließlich mußte Hoffmann zugestehen, daß er allerdings einmal in der Expedition etwas zu thun gehabt habe.

Am ersten Tage, nachdem er aus Homberg in der Kreishauptstadt eingetroffen sei, habe er ein kleines Inserat, betreffend eine möblierte Wohnung, die er suchte, aufgegeben, und dieses hatte er allerdings persönlich in der Expedition abgegeben und, wie er zugestehen mußte, auch an den Kassierer bezahlt. Der Kassierer erklärte darauf, daß diese Behauptung Hoffmanns möglich sei, er könne aber auf der anderen Seite weder bejahen, noch verneinen, ob nicht Hoffmann auch die Todesanzeige aufgegeben habe.

Der Vorsitzende fragte darauf, ob denn das Manuskript des Inserates nicht mehr vorhanden sei, dessen Handschrift vielleicht Aufklärung geben könne. Der Kassierer entgegnete darauf, das Inserat sei bezahlt gewesen und wäre in Folge dessen nach dem Satz in der Druckerei geblieben, ohne als Beleg in die Expedition zurück zu kehren. In der Druckerei sei das Manuskript in die Makulatur geraten und verschwunden. Alle Nachforschungen nach demselben seien vergeblich gewesen.

Auf Hoffmann fiel bei dem Publikum und selbst bei den Richtern ein höchst ungünstiges Licht dadurch, daß er zuerst jeden geschäftlichen Besuch bei der Expedition gelehnet hatte, den er dann zugeben mußte. Wohl wurden einige Zeugen vor-

geführt, die aus Homberg stammten und bekundeten, daß Hoffmann sich sonst eines guten Leumundes erfreut habe, und daß man von ihm nichts Nachtheiliges wisse; alles dies half aber nicht viel, und der Schluß der ganzen Verhandlung war, daß die Zeitung zu dem mildesten Strafmaß von fünf Mark wegen Nichtaufnahme einer Berichtigung verurteilt wurde; dieses Urtheil aber bedeutete gleichzeitig nahezu die Schuld Hoffmanns, der in der öffentlichen Meinung jetzt erst recht gebrandmarkt wurde. Der Prozeß hatte ihn in keiner Weise gereinigt, im Gegentheil noch mehr belastet, und in diesem Sinne sprachen sich auch sämtliche Zeitungen aus, die Berichte über die Gerichtsverhandlung brachten.

Der Anwalt verzichtete auf jedes Honorar für das wenig günstige Resultat seiner Thätigkeit, gab

aber Hoffmann selbst den Rat, ins Ausland zu gehen, um allem Gerede die Spitze abzubreaken und um sich dort eine neue Stellung zu suchen; im Inlande und insbesondere in der Heimat würde es ihm doch unmöglich werden, sich in den Augen der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen.

Wohl sträubte sich alles Gefühl in Hoffmann dagegen, wie ein Ehrloser davon zu gehen, durch sein Fortgehen gewissermaßen erst recht den Verdacht zu bestätigen, der auf ihm lastete; aber, so viel er auch nachdachte, es blieb ihm nichts anderes übrig,

und er beschloß, mit den Resten seiner Ersparnisse von Homberg her und mit dem Vierteljahrsgehalt, den ihm sein Prinzipal gegeben hatte, nach London zu gehen, um dort sein Glück zu versuchen.

Seine Koffer waren gepackt und seiner Abreise stand nichts mehr im Wege. Noch dauerte es allerdings Stunden, bis ihn der Zug nach dem Einschiffungshafen bringen sollte, aber er verbrachte diese Stunden einsam und in Selbstquälerei in seinem Zimmer. Er hatte in den letzten acht Tagen seine Wohnung nicht mehr verlassen, weil er sich schämte, den Leuten auf der Straße entgegen zu treten. Durch die Gerichtsverhandlung war er ja eine stadtbekannte Persönlichkeit, auch seinem Aeußeren nach, geworden.



Trübselig sitzt Hoffmann am Tische.

Seine Gedanken galten jetzt noch Antonie. Er hatte es nicht gewagt, an sie zu schreiben, weil er doch wußte, daß der Brief nicht in ihre Hände gelangen würde. Sie war für ihn verloren, und er mußte jeder Hoffnung entsagen, sie je zu besitzen.

Aber eins hätte er gern gewußt, und vielleicht hätte ihm das Mut zu seinem Abschied, zu seiner Fahrt in das fremde Land gemacht, nämlich: ob Antonie an seine Schuld glaube oder ob sie ihn einer solchen böbischen Handlung für unfähig halte? Hätte er eine Sicherheit dafür gehabt, daß sie ihn immer noch für einen ehrlichen Menschen halte, daß sie trotz aller Verdächtigungen der Deffentlichkeit doch an sein besseres Selbst glaube, er wäre mutvoll der Zukunft entgegengegangen und hätte vielleicht mit einiger Widerstandskraft den Kampf ums Dasein wieder aufgenommen.

#### Vergeltung.

Im Fiedlerschen Hause in Homberg ging es außerordentlich still und ruhig zu. Viel Jammer und Herzeleid aber gab es doch dort.

Der alte Herr Fiedler war gegen früher stark verändert. Er war auffallend still und ruhig geworden, und seine Frau betrachtete ihn oftmals mit einer gewissen Angst. Sein rauhes, polternes Wesen hatte er vollständig abgelegt, er war rücksichtsvoll und schonend gegen seine Frau und Tochter, er sprach weniger als sonst, er war sehr viel in sich gefehrt und ging auch nicht mehr so viel aus, wie früher, und war zugänglicher als je zuvor.

Mit dem alten Herrn war allerdings eine große innere Veränderung vor sich gegangen. Er hatte gewissermaßen Einkehr bei sich selbst gehalten, und fast wollte es ihm selbst scheinen, als habe er erst jetzt sein Gemüt und sein Gefühl für seine Frau und Tochter und für seine Umgebung entdeckt.

Jeden Menschen, selbst denjenigen, der furchtlos dem für uns alle unvermeidlichen Tod ins Auge sieht, beschleicht ein eigentümliches Gefühl, wenn er an sein eigenes Begräbniß denkt. Um wie viel mehr mußte den alten Herrn, der eine so fürchterliche Angst vor dem Sterben hatte, der Tag aufregen, an dem seine Verwandten ankamen, um ihn zu beerdigen, und er gewissermaßen alle Vorbereitungen zu seiner Beerdigung getroffen sah, wie sie in Wirklichkeit stattfinden würde.

Wie wir wissen, hatte ihn die nervöse Aufregung aufs Krankenlager geworfen, von dem er sich indessen bald erholt hatte. Merkwürdigerweise sprach er zu Hause nie von dem Verdacht,

der sich gegen Ernst Hoffmann erhoben hatte, eine Rücksicht, die er früher nie gefannt hatte, und die er doch jetzt auf die Tochter nahm.

Antonie Fiedler ging mit gesenktem Kopf herum und ihre Mutter sah sie mit Betrübnis immer mehr innerlich zusammenbrechen; befand sich doch das arme Mädchen in einer verzweifeltsten Lage. Rings um sie herum der schwere Verdacht, der allgemein gegen den Geliebten ausgesprochen wurde, in allen Blättern der Ausdruck der öffentlichen Meinung, der ihn zum Thäter einer recht bubenhafsten Handlung stempelte, und in ihrem Innern der Wunsch, der lebhafteste Wunsch, daß alles nicht wahr sei, zeitweise der Glaube an seine Unschuld und dann wieder Zweifel, die ihr das Herz zerrissen, und die sie doch nicht los werden konnte. Kein Wort kam über ihre Lippen, aber sie sah doch, daß sie das Mitgefühl ihrer Mutter in ihrem Leide hatte, sie empfand die doppelte Zärtlichkeit der alten Frau, wenn sie die leidende Tochter an sich zog; die Thränen, die dabei auf Antoniens Scheitel fielen, sagten ihr zu deutlich, wie die Mutter ahnte, was in ihr vorging.

Die Gerichtsverhandlung in der nahen Kreisstadt hatte große Aufregung in Fiedlers Haus gebracht. Trozdem sprach kein Mensch über Hoffmann und die Gerichtsverhandlung. Mit zitternder Erwartung griffen am Tage nach der Verhandlung Fiedler und seine Gattin nach der Zeitung, um zu sehen, welches Resultat der Prozeß genommen habe, und Frau Fiedler vergoß aufrichtige Thränen über den unglünstigen Erfolg, den der Prozeß für Ernst Hoffmann gehabt hatte. War sie doch in ihrem Herzen dem jungen Manne noch immer zugethan und konnte sie sich doch nicht denken, daß er wirklich das verübt habe, dessen man ihn verdächtigte.

Der Verfasser fühlt sich veranlaßt, hier ein Zitat aus der Rede des Staatsanwalts der späteren Gerichtsverhandlung anzuführen, welches beweist, daß selbst den ernstesten Juristen die Gewalt eines gewissen Momentes gepackt hatte, nämlich der eigentümlichen Entdeckung des Thäters. Dieses Zitat lautet:

„Es ist eine eigentümliche und doch vom Schicksal wohl vorbereitete Erscheinung, daß Verbrecher und nichtswürdige Subjekte von einer unsichtbaren Kraft dazu getrieben werden, Sachen zu begehen, durch die sie sich selbst verraten und dem Richter überliefern.“

Acht Tage waren nach der Verhandlung in der Kreisstadt vergangen, als Georg Fiedler

einen Brief erhielt, der mit verstellter Hand geschrieben war und lautete:

„Diesmal bist Du, Schurke, um den Tod herum gekommen, das nächste mal will ich Dir etwas einbrocken, daß Du daran denken sollst, alter Geizhals! Dein Todesengel.“ —

Der Brief rührte offenbar von dem Aufgeber der falschen Todesanzeige her, das sagte sich Fiedler sofort, und er begab sich augenblicklich zu einem vertrauten Rechtsanwalt, um diesem den Brief zu zeigen.

Der Rechtsanwalt eilte nach dem Geschäft, in welchem Hoffmann früher angestellt war, und erbat sich einige Schriftproben von demselben. Es wurden ihm solche zur Verfügung gestellt und der Rechtsanwalt begab sich ohne weiteres zu einem Gerichtsaktuar, der in Homberg beim Gericht angestellt war und in der ganzen Gegend einen bedeutenden Ruf als Schreibsachverständiger hatte. Er traf ihn zum Glück zu Hause, da der Beamte noch nicht nach dem Gericht gegangen war, und legte ihm die Schriftproben Hoffmanns und den soeben eingetroffenen Brief vor.

Der Schreibsachverständige nahm die Lupe zur Hand und prüfte sorgfältig Buchstaben um Buchstaben; er stellte einen kleinen Spiegel vor sich hin und betrachtete die Handschriften verkehrt im Spiegel; er verdeckte mit Papierstreifen einzelne Zeilen der beiden Handschriften und sagte endlich:

„Die Schriftprobe in mehreren Exemplaren (er meinte die Handschrift Hoffmanns) ist mit natürlicher Handschrift geschrieben, der vorliegende Brief mit verstellter. Trotzdem ist es dem Schreiber nicht gelungen, seine Handschrift vollständig zu verändern; gewisse charakteristische Züge sind vielmehr übrig geblieben, die mich, wie ich glaube, zu einer ganz bestimmten Erklärung und richtigen Annahme veranlassen. Zwischen den beiden Handschriften in dem Briefe und den Schriftproben besteht für mich nicht die geringste Ähnlichkeit, im Gegenteil, ich finde einen auffallenden Unterschied. Die Handschrift in den Schriftproben ist die eines Kaufmanns, die ver-

stellte Handschrift des Briefes deutet aber auf einen Bürobeamten hin, der eine sogenannte Kanzleihandschrift schreibt. Selbst für den Laien sind die kaufmännische und die Kanzleihandschrift ganz verschieden, für den Schreibsachverständigen ergeben sich der Unterschiede noch viel mehr. Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß nur eine sogenannte Kanzleihand den Brief mit verstellter Handschrift geschrieben hat.“

Der Rechtsanwalt ließ sich das Gutachten rasch schriftlich geben und eilte nach dem Hause Fiedlers zurück, wo er mit leicht begreiflicher Aufregung erwartet wurde. Er teilte das Resultat mit, Fiedler schüttelte mit dem Kopf und nahm noch einmal den Brief mit der verstellten Handschrift. Plötzlich schrie er auf, schlug mit der Hand auf den Tisch und sagte:

„Ich habe ihn! — Ich weiß, wer es ist, — ich weiß, wer es ist. — Kein Zweifel! — Wie konnte ich so blind sein!“ —

In außerordentlicher Aufregung eilte Fiedler nach seinem Schreibtisch, riß rasch hintereinander einige Schubläden auf, zog hastig einige Papiere hervor und verglich sie. „Kein Zweifel!“ sagte er endlich. „Wo hatte ich denn meine Augen? — Ist es denn möglich, daß ich nicht sofort darauf kam, als ich den Brief erhielt? — Hier, Herr Rechtsanwalt, sehen Sie



Er prüfte Buchstaben um Buchstaben.

sich die beiden Handschriften an.“

Der Rechtsanwalt sah einen Brief vor sich mit einer sogenannten Kanzleihandschrift, und als er jetzt diese Handschrift mit der verstellten des Briefes verglich, kam es ihm wirklich vor, als bestände eine Ähnlichkeit in den Zügen der beiden Briefe.

„Ich weiß, wer es ist“, sagte Fiedler, jetzt ruhiger geworden. Zwei Dinge haben mich zur Entdeckung geführt: erstens das Urteil des Schreibsachverständigen, daß es sich um eine Kanzleihandschrift handle, — dann aber ein einziges Wort in dem heute empfangenen Briefe, nämlich das Wort „Du Geizhals“. Der Thäter ist unser Stadtkassier Seltener. Ich will Ihnen auch erzählen, wie der Mann dazu gekommen ist. Seltener, der unsere Stadtkasse verwaltet, befindet

sich schon lange in Geldverlegenheit, ich glaube sogar, er hat Defekte in der Kasse. Ich kenne ihn seit langer Zeit, schon als Knaben, denn ich war mit seinem Vater, der auch in unserer Stadt lebt, befreundet. Seltener hat wiederholt Darlehen von mir entnommen und sie mir auch wieder zurückbezahlt. Die Summen, die er forderte, wurden aber immer größer, und ich merkte, daß ihm das Zurückzahlen schwieriger wurde. Außerdem wurde ich zu dem Glauben veranlaßt, daß Seltener mit den von mir entliehenen Geldern nur Kassendefekte verdecken wollte, und als er vor jetzt ungefähr vier Wochen wieder zu mir kam und mich um ein Darlehen bat, schlug ich ihm dasselbe rundweg ab; er bat und flehte, ich blieb aber hart, und Sie sehen, wie er sich gerächt hat."

"Kommen Sie mit!" sagte der Rechtsanwalt.

"Kommen Sie augenblicklich zum Herrn Bürgermeister. Hier muß etwas geschehen." Eine halbe Stunde später war der Bürgermeister der Stadt von allem unterrichtet. Er begab sich zusammen mit dem

Rechtsanwalt nach dem Büro Selteners, während Fiedler zurückblieb. Eine Viertelstunde später kehrten der Bürgermeister und der Rechtsanwalt zurück, und ersterer sagte:

"Seltener hat alles gestanden. Wir haben ihn überrumpelt und ihm sein Bubenstück auf den Kopf zugesagt. Er hat noch mehr gestanden, nämlich, Geld aus der Kasse genommen zu haben. Ich habe ihn sofort verhaftet, und der Mann wird seiner doppelten Bestrafung nicht entgehen. Der dumme Teufel hat sich selbst ans Messer geliefert. Dank dem Scharfblick des Schreib-Sachverständigen und Ihrer Mithilfe ist der wahre Thäter entdeckt. Ich freue mich darüber aufrichtig, und die gesamte Dessenlich-

keit wird sich erleichtert fühlen, wenn man den wirklichen Thäter hat. Ein schweres Unrecht aber", sagte der Bürgermeister ernst, "ist wieder gutzumachen an dem armen Teufel, den der öffentliche Verdacht so schwer getroffen hat, an Ernst Hoffmann, unserem früheren Mitbürger, dem wir alle eine glänzende Genugthuung schuldig sind."

"Für diese Genugthuung lassen Sie mich sorgen," erklärte Fiedler so ergriffen und doch so feierlich, daß der Bürgermeister und der Rechtsanwalt ihn erstaunt anblickten.

Dann verließ Fiedler den Bürgermeister und fragte den Rechtsanwalt, ob er mit ihm augen-

blicklich nach der Kreishauptstadt fahren wolle. Als dieser bejahte, schickte Fiedler einen Boten nach Hause mit der Mitteilung, daß er verreise, erst mit dem Nachtzuge zurückkehre und vielleicht einen Gast mitbringe. —

Leser und Leserin werden sich den Schluß selbst ausmalen können. Fiedler und sein Rechtsanwalt kamen drei Stunden vor der Abfahrt Hoffmanns nach England in dessen Wohnung an, und Ernst

Hoffmann dachte allen Ernstes zu träumen, als Fiedler ihn ohne weiteres umarmte, ihn küßte und seinen Sohn nannte, dann wieder ihn um Verzeihung bat und unverständliches, thörichtes Zeug durcheinander schwatzte.

Um Mitternacht aber gab es in Homberg im Hause Fiedlers eine großartige Szene. Vor der überraschten Frau Fiedler und vor Antonie stand Ernst Hoffmann, den soeben der Vater als Bräutigam Antoniens verkündet hatte.

Zwei Tage lang stand ganz Homberg auf dem Kopf, wie man zu sagen pflegt; erstens über die Nachricht, daß Seltener der Thäter gewesen sei und außerdem sich eines Kasseneingriffs



Vor den Ueberraschten stand Ernst Hoffmann.

schuldig gemacht habe, dann aber über die plötzliche Verlobung des so schwer verdächtigt gewesenen Hoffmann mit Antonie Fiedler. Es gab keinen Menschen, der nicht Hoffmann sein Glück gönnte, es gab niemanden, der nicht die rasche That Fiedlers, durch welche dieser den unglücklichen Hoffmann wieder ehrlich machte und gewissermaßen für alles Leid entschädigte, bewundernswürdig fand; es gab niemanden, der nicht im persönlichen Verkehr mit Hoffmann sich alle Mühe gab, ihn vergessen zu lassen, was die öffentliche Meinung ihm angethan hatte.

Seltener wurde wegen Unterschlagung zu einem Jahr Gefängnis, außerdem wegen der gefälschten Todesanzeige noch zu vier Wochen verurteilt, und zwar wegen groben Unfugs und wegen Körperverletzung, da die Krankheit, welche Fiedler für einige Tage befallen hatte, als solche aufgefaßt wurde.

### Zartfümmige Unterscheidung.

Der Präsident von B. gehörte einst zu den treuesten Staatsdienern des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und auch der Sohn des verdienstvollen Mannes hatte sich für die staatsmännische Laufbahn entschieden. Ein tüchtiger Kopf, besaß der junge B. indessen die Schwäche eines höchst ungeordneten Lebenswandels und des Geschmacks an Umgangskreisen, die weder zu seiner Bildung, noch zu seiner Zukunft passend erschienen.

Dieser Umstand hatte schon wiederholt die Beförderung des jungen Mannes erschwert, um aber den Vater nicht allzusehr zu kränken, entschied sich der König, dem jungen B. einen erledigten Ratsposten zukommen zu lassen. — Dieser suchte um Audienz bei seinem Monarchen nach, um seinen Dank für die ihm von Sr. Majestät gegebene Würde auszusprechen; allein der König unterbrach ihn schon beim Beginn seiner Rede. „Sie irren, lieber B.“, sagte er mit mildem Ernst, „ich habe Ihnen keine Würde gegeben. Ihres Vaters und Ihrer Befähigung halber habe ich Ihnen eine Würde verliehen, an Ihnen nun ist es, sie sich zu geben, um ihr in Ehren vorzustehen in den Augen der Welt und Ihres Königs.“ — Im Verständnis der feinen Deutung des Königswortes neigte sich der junge Rat ergriffen über die Hand des erlauchten Herrn, und was er in jener Stunde dem König Friedrich Wilhelm gelobte, hat er ihm und seinem Nachfolger als einer der pflichttreuesten höheren Beamten der preussischen Monarchie gehalten.

### Herzblättchen.



Herzblättchen mit dem Schelmenblick,  
Bist deiner Mutter höchstes Glück;  
Sie grüßt dich mit Entzücken.  
Du weißt es nicht, Du ahnst es kaum,  
Wie sie im Wachen und im Traum  
Stets hängt an deinen Blicken.

Dich küßt ihr Mund am Morgen wach,  
Sie hütet dich bei Nacht und Tag,  
Wacht über deinem Schlummer.  
So spielst du sonder Sorg' und Not,  
In deines Lebens Morgenrot,  
Dich trifft nicht Leid noch Kummer!

Ruhst sanft in treuer Mutter Arm  
Am Herzen ihr, so süß und warm,  
Wie unter Rosenzweigen.  
O Mutterliebe, reines Glück!  
Reich fließt dein Strom zu dir zurück;  
Herzblättchen bleib' dein eigen!

„Nun sag' mal, Junge“, fragte ein Bauer seinen Sohn, welcher auf der Universität studierte und in den Ferien nach Hause gekommen war: „Was hast denn nun eigentlich auf der Universität gemacht?“ — „Garnix“, war die Antwort, „und bayrisch Bier dazu getrunken.“